

Peter Krause

oekom

A close-up portrait of Margrit Kennedy, an elderly woman with short grey hair, wearing yellow-rimmed glasses and a grey scarf. She is smiling and looking slightly to the right. The background is a plain, light-colored wall.

# MARGRIT KENNEDY

Architektin für Ökologie, komplementäre  
Geldsysteme und soziale Gerechtigkeit

# Inhalt

## **Präludium 11**

### **Der Weg ins Leben 15**

(1939–1959)

Kindheit 16

Die Jahre des Aufbaus 19

Ende der Schulzeit und Beginn des Studiums 22

### **Als Frau 25**

Die Mutter 26

Schulzeit und Berufswunsch 29

Als Frau unter Männern 32

»Es geht alles. Du musst es nur wollen.« 36

### **Unkompliziert und für alles Neue offen 47**

(1960–1978)

Darmstadt und Regensburg 48

Die »große Wanderbewegung« 51

USA 53

Berlin 60

## **Soziale Architektur und Stadtplanung 69**

- Die Masterthesis 69
- Die Doktorarbeit 73
- Thema »Siedlungsbau« 75
- Weibliche Architektur 77

## **Ökologie und Ökonomie 99** (1979–2001)

- Die Internationale Bauausstellung in Berlin 100
  - Begegnung mit der Permakultur 104
- Das »Geldthema« und die Finanzierung ökologischer Projekte 108
  - Der »Lebensgarten« 112
  - Ein neues Arbeitsfeld 119
- Professur in Hannover 126
  - Anderes Geld 128

## **»Das ist die Vision!« 143**

- Der Schwerpunkt der Arbeit ändert sich 144
  - Im Widerstreit mit dem System 149
  - Regiogeld 152

**Weltweites Engagement  
für komplementäre Währungen 165**  
(2001–2013)

Die Weltreise 165

Die Geldexpertin 169

Argentinien: »Credito« und »Mar y Sierra« 174

Professionelle Strukturen:

MonNetA und der Regiogeld-Verband 180

Die Soziale Plastik und Momo 185

Die weltweite Krise 188

Die letzten Lebensjahre 193

**Anhang**

**Das Leben lieben 213**

Nachwort des Autors

Margrit Kennedy

**Der Lebensgarten als Beispiel**

**für eine »Post-Wachstums-Ökonomie« 217**

(ein Text aus dem Jahr 2011)

Margrit Kennedy

**Die Ökonomie der Verbundenheit 222**

(Vorwort zu einem Buch von Charles Eisenstein, 2013)

**Über den Autor 229**

# Der Weg ins Leben

## (1939–1959)

**E**in Gespann mit achtundzwanzig Pferden war nötig, um den kostbaren, seltenen Fund zu transportieren. Unter der Leitung des kurfürstlich-sächsischen Inspektors David Frenzel schafften die Männer unter großen Mühen ein besonders schönes, fast vier Meter großes Exemplar eines versteinerten Baumes von Chemnitz nach Dresden. Das war Mitte des 18. Jahrhunderts. Die an den Ausläufern des Erzgebirges gelegene Stadt Chemnitz hatte sich mittlerweile zu einer der bedeutendsten Industriestädte Deutschlands entwickelt. Dampfmaschinen und Lokomotiven wurden hier gebaut. Der Rauch, der aus zahllosen Schornsteinen der Gießereien quoll, machte den Menschen das Leben schwer. Aber diese Stadt wies pro Kopf das höchste Steueraufkommen und die höchste Wertschöpfung aller deutschen Städte auf!

Der versteinerte Baum, den man aus tiefen Gesteinsschichten geborgen hatte, stammte aus uralten Zeiten. Damals – im Perm – hatte das Gebiet der Stadt Chemnitz noch am Äquator gelegen und wurde durch tropisches Klima bestimmt. Der durch die Plattentektonik bewirkte Vulkanismus hatte immer wieder Erdbeben ausgelöst. In einem von ihnen wurde das Schicksal einer Konifere besiegelt, deren fossile Reste nun auf dem Weg in ein Naturkundemuseum waren.

Bis zum Beginn des Hochmittelalters war das Gebiet von Chemnitz noch von dichten Wäldern bewachsen. Dann, vermutlich im Jahr 1136, wurde dort durch Kaiser Lothar III. ein Benediktinerkloster gegründet, das wenige Jahre später das Marktprivileg erhielt. Damit begann die

Geschichte der Stadt, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts als »Fabrik- und Handelsstadt« ausgewiesen wurde. Es dominierten der Maschinenbau und die Textilindustrie. In der Stadt mit ihren über dreihunderttausend Einwohnern war das Leben nur für wenige einigermaßen leicht, denn die meisten von ihnen waren Arbeiter in den Fabriken.

Überdies hatten die Industrialisierung und Urbanisierung spezifische Probleme geschaffen, deren größtes im Mangel an Wohnraum bestand. So kam es 1928, inspiriert durch den britischen Genossenschaftssozialisten Ebenezer Howard, zum Beschluss eines sozialen Wohnungsbaus, der in Wohnsiedlungen im Stil von Gartenstädten und Wohnhöfen ausgeführt wurde. Das städtebauliche Konzept war genial und innovativ, bis hin zur Gestaltung der sozialen Verhältnisse. Durch die genossenschaftlichen Strukturen und das Einräumen von lebenslangen Wohnrechten wurden Spannungen entschärft und Lebensqualität geschaffen. Dieses soziale Projekt ist für die Geschichte der Stadt ebenso bemerkenswert wie die Kippermünzen, die man zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Chemnitz geprägt hatte. Dabei handelte es sich um Interimsmünzen mit vorübergehender Gültigkeit, die neben den sonst gebräuchlichen Talern verwendet wurden. Also eine echte Komplementärwährung.

In diesem industriell geprägten, historisch sozialinnovativen Milieu, das sich auf ehemals vulkanischem Grund entfaltet hatte, wurde Margrit Kennedy – keine drei Monate nachdem mit dem deutschen Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg begonnen hatte – am 21. November 1939 als Tochter von Kurt und Anne Hübner geboren.

## Kindheit

Zunächst schienen die Verhältnisse in der Stadt noch sicher. Auch als die Royal Air Force das »Kleine Ruhrgebiet« ab Herbst 1941 bereits als strategisches Ziel für Flächenangriffe auf die Zivilbevölkerung ausgemacht hatte, waren die Reichweiten der Flugzeuge dafür noch nicht ausreichend. Aber als sich das geändert hatte, wurde die Fami-

lie Hübner 1943 in die benachbarte Kleinstadt Lugau evakuiert. Kurt Hübner stellte Förderbänder her, die als kriegswichtig eingestuft worden waren. Darum musste er nicht als Soldat an die Front. Ein Segen für die Familie, denn im Jahr 1942 war auch Margrits Bruder Reinhard zur Welt gekommen.

Nach dem Kriegsende floh die Familie vor den Russen von Lugau nach Kassel, wo die Eltern der Mutter lebten. Die Lebensbedingungen waren bescheiden, die Flucht selbst war ein zuweilen lebensgefährliches Abenteuer.

»Als Kind habe ich Geld nicht als bedeutsames Thema in unserer Familie wahrgenommen. Wir haben während des Krieges gehungert und hatten nach dem Krieg so wenig wie alle um uns herum. Wir wuchsen nach und nach – genauso wie die meisten anderen – ins deutsche Wirtschaftswunder hinein. Mein Bruder und ich sind in diesen schweren Jahren des Krieges und der Nachkriegszeit zumindest mit dem Privileg einer vollständigen Familie aufgewachsen. – Dann die Flucht. Tagelang waren wir unterwegs; für mich als Sechsjährige ein Furcht erregendes Abenteuer. Meine Mutter hatte unterwegs bei einer Razzia, in der uns belgische Soldaten unsere letzten Habseligkeiten abnahmen, wegen einer Schreibmaschine ihr Leben aufs Spiel gesetzt. »Die gebe ich nicht her, da müssen Sie mich schon erschießen«, hatte sie gesagt und die alte Olympus mit beiden Armen fest an die Brust gepresst. Ich konnte kaum atmen vor Angst. Die Patrouille ließ uns schließlich ziehen – mit der Schreibmaschine.«

Kassel war bereits weitgehend zerstört, und die Hübners kamen vorerst im Haus der Großeltern unter, das in den Bombardements nur wenig beschädigt worden war. Dort lebten sie zusammen mit über zwanzig anderen Menschen. In der beengten Situation teilten sie sich darum zu viert nur ein einziges Zimmer.

»Der Anfang war hart. Es war ein mühsames Leben. Meine Mutter musste streng haushalten. Sie hat – wie so viele Mütter in dieser Zeit – Unglaubliches vollbracht mit uns Kindern. Trotz des Mangels in dieser Zeit hat sie immer sozial gedacht und mitmenschlich gehandelt. Ich weiß zum Beispiel noch, wie sie mit uns jedes Jahr am ersten Weihnachtstag in die nahen Baracken gegangen ist, wo arme Familien untergebracht waren, und wir den Kindern dort Kleider und Süßigkeiten bescherten.«

Margrit trug damals an jedem Tag ein blaues Wollkleidchen, das am Abend gewaschen und am nächsten Morgen gebügelt wurde. Und wenn es im Winter zu kalt geworden war, wurden einfach lange Ärmel unter die Puffärmel geschoben. Das ging lange Jahre so, denn die Mutter hatte das Kleid um einiges zu groß gekauft und für die erste Zeit einen Saum eingenäht, der dann nach und nach herausgelassen wurde.

»Das Kleid wuchs mit. Mindestens vier Jahre habe ich es getragen. Von Oktober bis Mai. Es schien ewig halten zu wollen. Ich habe es gehasst!«

Um die vielen Menschen im Haushalt halbwegs ausreichend ernähren zu können, hatte man im Garten einiges an Gemüse angebaut. Tag für Tag kümmerten die Mutter und die Großmutter sich, auf Knien und schweißgebadet, um die kostbaren Pflanzen. Margrit beobachtete sie dabei und dachte, dass sie als Frau niemals so werden wollte, so begrenzt auf Küche und Kinder ...

»Wir wohnten bis kurz vor dem Tod meines Großvaters väterlicherseits im selben Haus: die Eltern meiner Mutter unten, wir mit dem anderen Opa oben. Opa Berlin – wie wir ihn nannten – hatte früher als Hausmeister gearbeitet, nachdem er Kapitän gewesen war und bei der Niederschlagung des Boxeraufstandes in China ein Bein verloren hatte; jetzt lebte er von seiner Invalidenpension und erzählte uns die Geschichten von seinen vielen



Reisen. Erst sehr viel später – es muss 1957 gewesen sein, ich war gerade in die Unterprima, also in die zwölfte Klasse gekommen – sind meine Eltern mit uns in eine andere Wohnung umgezogen.«

## Die Jahre des Aufbaus

In der unmittelbaren Nachkriegszeit ging es für die Menschen mehr denn je darum, mit allen Fähigkeiten und Kräften einen Neuanfang zu wagen. Es gab so gut wie nichts – und gebraucht wurde alles! Margrits Vater begann 1946, gemeinsam mit seinem Schwiegervater Georg Schnellhas (»Opa Kassel«) im Keller des Hauses Gummistiefel und Fahrradreifen zu reparieren. Diese kleine Werkstatt bedeutete für die Hübners nach dem Krieg und der Flucht den wirtschaftlichen Neubeginn. Und zugleich war es die Gründung einer Firma, die sich in den folgenden Jahrzehnten bis auf den heutigen Tag erfolgreich immer weiter entwickelt hatte.

Die kleine Manufaktur im Keller wuchs schnell. Bereits ein Jahr nach dem Beginn – Margrits Mutter hatte mittlerweile die Aufgaben der Buchhaltung übernommen – zog man vom Keller in einen Schuppen im Garten um. In dieser kaum mehr als vier mal acht Meter großen »Fabrikhalle« kam man nun mit Fleiß der steigenden Nachfrage nach. Beengt blieb es trotzdem: Das Wohnzimmer der Familie hatte man kurzerhand zum »Büro« der Firma gemacht, in dem bald zusätzlich ein angestellter Buchhalter mit dem wachsenden Auftragsbestand befasst war. Als am 20. Juni 1948 im Zuge der Währungsreform an jeden Deutschen ein Startguthaben von 40,00 DM ausgegeben wurde, waren das für die vier Hübners immerhin 160,00 DM. Margrit konnte diesen Sonntag auch darum nie vergessen, weil die Eltern das ganze Geld nahmen, um zuerst einen Mitarbeiter zu bezahlen.

»Mein Gefühl als Neunjährige war: Etwas Überlebenswichtiges kommt ins Haus – und ist gleich wieder weg, denn der Betrieb hatte Vorrang. Das sollte so bleiben für die nächsten Jahrzehnte.

So fing für mich das deutsche Wirtschaftswunder an, was ich in unserer Familie mit dem Aufbau des väterlichen Betriebs Schritt für Schritt miterlebt habe. Vater hatte ganz einfache Grundprinzipien in seiner geschäftlichen Tätigkeit. Bis zu seinem Lebensende hat er selten mit weniger als achtzig Prozent Eigenkapital gearbeitet und dadurch alle Krisen ganz gut abfedern können. Und er hat immer gesagt: ›Wenn ich ein bisschen schneller bin als die Konkurrenz, ein bisschen billiger und ein bisschen besser, dann hab ich den Auftrag.«

Schon bald war auch der Schuppen am Ende des Gartens zu klein geworden, sodass man die Werkräume in den folgenden Jahren immer mehr vergrößern musste. Damals war noch nicht zu ahnen, dass der Grundstein für eine Firmengruppe mit vielen Mitarbeitern in mehreren Ländern gelegt wurde. Die Anfänge waren noch überschaubar und von der Zielsetzung her nah.

»Am Jahresende hat mein Vater die Bilanz angesehen, ob alles einigermaßen stimmte und ob etwas übrig blieb. Müssen wir zulegen oder sind wir auf der sicheren Seite? Mehr hat ihn kaum interessiert. Er hat sein Geschäft, fast könnte man sagen, ›intuitiv‹ betrieben. Auf Wachstum legte es mein Vater nicht an; er wollte einfach seine Familie ernähren und seine Leute bezahlen können. Aber die steigende Nachfrage drängte ihn zur Expansion. Immer mehr Kunden kamen, hatten neue Wünsche, und er musste reagieren.«

Margrits Vater kam in den ersten Jahren noch regelmäßig zum Mittagessen an den gemeinsamen Tisch. Anschließend schlief er eine halbe Stunde, um danach bis um fünf Uhr nachmittags weiterzuarbeiten. Aber das Wochenende gehörte ganz und gar der Familie! Dann machten die beiden Kinder mit dem Vater ausgedehnte Wanderungen durch die Wälder in der Umgebung von Kassel und lernten, wie man sich im Gelände orientiert, also wie man den richtigen Weg für

sich findet oder wie giftige von essbaren Pilzen zu unterscheiden sind. Die Mutter blieb in der Regel zu Hause, war froh über ein paar ruhige Stunden, die sie nur für sich haben konnte. Und am Abend, wenn die gesammelten Steinpilze und Pfifferlinge zubereitet waren, erzählten sie sich von den Abenteuern des Ausflugs ins Grüne.

Es war eine glückliche Zeit für Margrit. Die wirtschaftlichen Bedingungen für die Familie verbesserten sich, sodass man sich bereits die eine oder andere Annehmlichkeit leisten konnte. Margrit bekam irgendwann sogar ein zweites Sommerkleid! Außerdem waren die Eltern stets darauf bedacht, die Begabungen der Kinder zu fördern. Margrit tanzte gern, liebte Ballett und Musik, worin sie in Privatstunden Unterricht bekam.

Für ihr ganzes späteres Leben waren das prägende Erfahrungen. Sie hatte gelernt, wie man mit wenigem auskommen und zufrieden sein kann.

»Das hat mir später – in den Jahren des Studiums und der ersten Zeit in Amerika, als wir zu dritt von Declans Stipendium leben mussten – sehr geholfen. Ich habe solche knappen Zeiten nie als große Einschränkung erlebt.«

Etwas ganz Besonderes waren die Schulferien, in denen Margrit von ihrem Vater hin und wieder auf Geschäftsreisen mitgenommen wurde. Dann ging es in viele große Städte, nach München, Hamburg oder Köln. Tagelang waren sie unterwegs, und das kleine Mädchen genoss es, auf diesen Reisen die weite Welt kennenzulernen.

»Was ist das?«, fragte ich, wenn ich irgendwo ein imposantes Gebäude sah. Jedes Mal antwortete mein Vater dann im Brustton der Überzeugung: ›Das Kultusministerium!‹ Ich brauchte immer ein paar Sekunden, bis mir aufging, dass das seine Erfindung war. Dann prusteten wir beide vor Lachen, weil ich wieder einmal auf seinen Scherz hereingefallen war ... Einmal entdeckte ich in irgendeinem Schaufenster einen wunderschönen Pullover,

der obendrein noch viel billiger war als die Pullis in Kassel. Den wollte ich haben. Aber nein – das kam gar nicht infrage. Kleiderkauf war die Aufgabe meiner Mutter. Da gab es eine ganz strenge Arbeitsteilung: Sie war zuständig für Haushalt und Kinder, mein Vater fürs Geschäft. Wenn wir essen gingen, konnte ich mir aussuchen, was immer ich wollte. Ich hätte doppelte Portionen Kaviar essen können – Vater hätte nicht mit der Wimper gezuckt. Aber den Pullover kaufte er mir nicht. Das erinnere ich bis heute.«

## Ende der Schulzeit und Beginn des Studiums

Margrits Eltern hatten sich mit Fleiß und Ausdauer in den Aufbau der Firma eingebracht. Das Schönegeistige und Intellektuelle hatte in ihrem Leben nicht viel Raum. Und sie lebten im Sinne des damals klassischen Rollenbildes, bei dem es dem Mann gebührt, mit einer gewissen Unabhängigkeit der Gestaltung der beruflichen Karriere nachgehen zu können, während die Frau sich um »Kinder, Küche und Kirche« kümmerte. Hinzu kam, dass den Belangen der Firma stets eine große Bedeutung zukam.

In der Schule ging es nun auf das Abitur zu. Margrit, die sich später an eine glückliche Zeit in der Oberstufe erinnerte, hatte als Hauptfächer gewählt, was sie besonders gut konnte: Mathematik und Zeichnen. Sollte sich damit eine besondere Ausbildung verbinden lassen? Der Vater hatte für Margrit eine Hauswirtschaftslehre vorgeschlagen. Damit sollte sie sich auf ihre Rolle als Frau vorbereiten, während der Sohn für die Nachfolge in der Leitung der Firma auserkoren war. Aber diese Überlegungen fanden nicht das Einverständnis von Margrit. Sie wollte etwas ganz anderes, vor allem aber nicht im althergebrachten Sinne Frau sein. Das war das eine wichtige Anliegen, mit dem Margrit ins Leben ging. Das andere war ihr Wunsch, Architektur zu studieren. Letzteres war übrigens für Frauen in der damaligen Zeit etwas

absolut Ungewöhnliches – aber das wusste Margrit, und es reizte sie darum nur umso mehr.

In Kassel lebte zum Ende der 1950er-Jahre der neue Geist der *documenta*, die 1955 erstmals veranstaltet worden war. Man muss sich vorstellen, wie stark dieser Impuls wirkte, weil er die Freiheit der Kunst nach der Unterdrückung durch die Nationalsozialisten wieder hervorhob. Für die jugendliche Margrit war das »*documenta*-Klima« voll prägender Erfahrungen. Ihr ganzes Leben hindurch spielten die Begegnungen mit Kunstschaaffenden eine wichtige Rolle.

Also ein Architekturstudium sollte es sein. Dafür gab es Aufnahmeprüfungen, die es vorab zu bestehen galt. Margrit stellte sich an verschiedenen Hochschulen dem Prozedere. In München war sie zur Aufnahmeprüfung zu spät gekommen. Gemeinsam mit vier jungen Männern, die das gleiche Schicksal teilten, hatte sie darum nur in der hintersten Reihe des Hörsaals noch einen Platz erhalten. Mit klopfendem Herzen löste sie die Aufgaben und beantwortete den Fragebogen. Anschließend warteten sie vier Stunden auf die Ergebnisse, indem sie sich die Zeit mit Plaudereien vertrieben. Und dann, welch Freude: Von den vierhundert Studierwilligen wurden siebzig angenommen, und sie, die junge Frau aus Kassel, war dabei!

»Ich nahm die vier bildhübschen Jungs gleich mit in das Café Luitpold, wo meine Eltern warteten. ›Wir haben alle bestanden und wollen das feiern. Darf ich mit den zukünftigen Kommilitonen ausgehen?‹ Bei allem Eigensinn war es doch noch Standard, die Eltern um Erlaubnis zu bitten. Ich war damals erst neunzehn ... Meine Eltern zögerten zwar, stimmten dann aber doch zu – nicht ohne die jungen Männer vorher gründlich in Augenschein genommen zu haben. Um vier Uhr am nächsten Morgen kam ich nach Hause. ›Siehst du‹, sagte mein Vater, ›München ist ein zu gefährliches Pflaster. Kommt nicht infrage.‹ Diesmal half keine Widerrede. Er wollte einfach nicht, dass ich in München studierte. Dafür hatte er seine Gründe. Vor allem wollte er mich von meinem Freund trennen, der damals in Wien

studierte. Dessen Eltern betrieben einen Jazzklub, was meinem Vater gar nicht gefiel. Aber ich hatte die Prüfung ja noch in Hannover, Aachen und Darmstadt bestanden. Von den drei Städten war der Weg nach Wien von Darmstadt aus am kürzesten, also stand meine Wahl fest, denn mein damaliger Freund lebte in Wien. 1959 schrieb ich mich an der Technischen Hochschule in Darmstadt als Studentin ein.«

Nun war sie »Studentin der Architektur und Herstellungstechnik«, aber irgendwie auf verlorenem Posten, denn an der Technischen Hochschule in Darmstadt waren unter den insgesamt viertausendfünfhundert Studierenden lediglich dreißig Frauen. Trotzdem erlebte Margrit ihr Studium als eine wundervolle, erfüllende Zeit. Sie fühlte sich rundum wohl, denn sie konnte sich mit aller Kraft mit demjenigen beschäftigen, was ihr am meisten gefiel: Architektur bot ihr die Möglichkeit, ihre künstlerischen Begabungen und Interessen mit ganz praktischen Aufgabenfeldern zu verbinden. Außerdem engagierte sie sich auch als Kulturreferentin im AStA.

Wichtig war ihr, dass unter den vielen Kommilitonen auch der Sohn der Nachbarsfamilie war, der bereits seit einigen Semestern in Darmstadt studierte und der ihr für die Aufnahmeprüfung wichtige Tipps gegeben hatte. Aber da war noch jemand, der ihr aufgefallen war, denn als sie im Oktober nach den ersten zwei Wochen des Studiums für einen Besuch zurück nach Kassel kam, sagte sie:

»Es gibt nur zwei Männer, die mich da interessieren. Der Nachbarssohn und sein irischer Freund.«

# Als Frau

Margrits zuweilen rebellischer und dann auch wieder um Balance bemühter Charakter hängt mit einem inneren Bild von Menschsein und einem guten Leben zusammen, das sie sich nicht erst durch langwierige Entwicklung und Erfahrung aneignen musste, sondern das ihr schon von klein auf gewärtig war.

Dennoch erfuhr sie durch die Tatsachen des äußeren Lebens natürlich Anregungen, die ihr die eigenen latenten Absichten und Ziele mehr und mehr zu klarem Bewusstsein brachten. Sie erwähnte in diesem Zusammenhang eine sehr frühe Kindheitserfahrung – sie war etwa drei Jahre alt –, die sich einstellte, als sie »zur Strafe« mit dem Gesicht zur Wand in der Ecke stehen musste.

»Ich drehe mich um, sehe meinen Vater hinter mir stehen und schaue finster zu ihm hoch. Er hebt den Zeigefinger und sagt drohend: ›Freundchen, Freundchen!‹ Und trotzig antworte ich: ›Wenn ich groß bin, sage ich auch „Freundchen“ zu dir!‹ Für mich ist diese kleine Geschichte der Inbegriff eines ersten Ausdrucks meiner rebellischen Natur.«

Zugleich bezeichnete sie diese Begebenheit als ihre früheste Erinnerung an ihren lebenslangen Kampf mit patriarchalen Strukturen. Tatsächlich war Margrit in ihrem Kampf um Gleichberechtigung auch ein Kind ihrer Zeit.

Aus heutiger Sicht kann man sich schon kaum mehr vorstellen, was in den Nachkriegsjahren bis weit in die 1970er-Jahre hinein noch Realität gewesen war, wenn es um die Gleichberechtigung der Geschlech-

ter ging. Im Westdeutschland der Wirtschaftswunderjahre waren Mädchen an weiterführenden Schulen deutlich untervertreten, und an den Hochschulen sah es nicht anders aus. Nur jede dritte Frau war erwerbstätig, wobei es, dem damaligen Verständnis folgend, eine deutliche Trennung zwischen Frauen- und Männerberufen gab. In Ehen galten die Männer als Haushaltsvorstand, was die Frauen per se entrechtete: Bis 1962 durften Frauen ohne die Zustimmung der Männer kein eigenes Bankkonto eröffnen, bis 1977 ohne Erlaubnis des Ehemannes keine berufliche Tätigkeit aufnehmen. Dies und viele weitere Fakten charakterisieren das allgemeine gesellschaftliche Milieu, in dem die Menschen in Westdeutschland noch lebten. So nimmt es nicht wunder, dass sich eine breite Bewegung formierte, die gegen all das opponierte und dringende Veränderungen einzufordern begann.

## Die Mutter

Auch in ihrem Elternhaus trat Margrit im Verhältnis ihrer Eltern das überkommene Rollenverständnis vor Augen, das für das Leben der Mutter beengend wirkte – und zwar so stark, dass Margrit daraus bald ihren Gegenwurf des eigenen Lebens entwickelte.

»Meine Mutter war eine intelligente Frau. Sie hatte in der Schule die besten Zeugnisse und hätte ein Stipendium für ein Chemiestudium in Göttingen bekommen können, wenn ihr Vater nur Unterkunft und Verpflegung hätte bezahlen können. Das war nicht möglich. Er war ein einfacher Arbeiter bei Henschel in Kassel. Das hat meine Mutter nie verschmerzt. Sie hat uns immer wieder erzählt, wie sie Klaviere verkaufen musste, statt Chemie studieren zu können. Sie konnte noch nicht einmal allein – ohne die Erlaubnis meines Vaters – ins Theater gehen. Da war mein Vater ganz deutscher Patriarch. In ihrem solchermaßen beschränkten Radius suchte sie sich Themen, in die sie ihre ganze Energie steckte: Sie pflegte ihren Hang zu spirituellen



Fragen und zur Heilkunde, sie heilte uns mit Kräutern, wusste, welche Tees gegen welche Krankheiten halfen. Mit Schwitzen und Quarkwickeln und Aufgüssen hat sie jede Erkältung vertrieben. Ich bin ihr heute noch dankbar dafür, dass wir ohne Antibiotika und andere Pillen, mit denen meine Freundinnen im Krankheitsfalle versorgt wurden, aufgewachsen sind.«

Die enge Situation der Mutter änderte sich erst viele Jahre später mit der Trennung von Margrits Vater. Nun endlich war sie wieder so frei, dass sie ihrer Entwicklung mit eigenen Entschlüssen nachkommen konnte. So begann sie in Zürich am C. G. Jung-Institut ein Psychologiestudium. Man hatte sie dafür aufgenommen, obwohl sie kein Abitur vorzuweisen hatte.

Als älteste Studentin und Mutter erwachsener Kinder verfügte sie über reichlich Lebenserfahrung, die sie in ihre Beratungen einbringen konnte. Für die Mutter eines Kindes mit einer stark ausgeprägten Angststörung erfand sie ein Lied, das dem Kind vorgesungen werden konnte, wodurch die Heilung in wenigen Wochen möglich war. Aber diese psychologische Begabung von Margrits Mutter hatte ihre Grenzen dort, wo es um sie selbst ging.

»Ich erinnere mich an Erlebnisse in der Straßenbahn, wenn ich als Kind mit ihr in die Stadt einkaufen fuhr. Mutter strahlte so viel Vertrauen und Liebe und Mitgefühl aus, dass fremde Menschen ihr sofort ihr Schicksal erzählten. Meistens war es ein schweres: der Mann tot, der Vater gestorben, die Mutter krank ... Sie hörte sich alles an und litt noch Tage später darunter. Mir war das jedes Mal furchtbar peinlich. Schon damals dachte ich: ›Das macht keinen Sinn. Es hilft den Leuten doch gar nicht, wenn sie jetzt auch noch traurig ist.‹ Ich begann den Unterschied zwischen Mitleid und Mitgefühl zu ahnen. Sie konnte fast allen Menschen helfen, bloß sich selber nicht. Das ist heute noch faszinierend für mich. So viele Ehepaare, Eltern, Frauen waren ihr dankbar für ihre Beratung, ihre Unterstützung und Heilung.

Aber sich selber konnte sie nicht heilen. Für sie selber galt: Nur durch Leiden wird man groß. Das war die Einsicht meiner Mutter. Und ich wollte diese Art von Frauendasein nicht.«

Margrit fand einmal in einem Werk von Albert Camus den Gedanken, dass glücklich sein viel schwerer sei, als unglücklich zu sein. Man müsse sich aktiv darum bemühen, damit es gelingt. So entschloss Margrit sich schon als Jugendliche dazu, jenen mühsameren Weg der Erfahrung des Glücks einzuschlagen, denn das Selbstbild ihrer Mutter von der Größe durch Leiden wollte sie in jedem Fall überwinden. Und mit diesem Anliegen war sie in ihrer Generation, die ein anderes, bewusstes Verhältnis zu den Eltern suchte, nicht allein!

»Gerade weil ich gegen das Geschlechterrollenbild, das meine Eltern mir vorlebten, so gründlich und heftig rebellierte, habe ich lange mit mir ringen müssen, meine Mutter wirklich so anzunehmen, wie sie war. Doch eines Tages wachte ich auf und wusste plötzlich: Jetzt ist es so weit. Jetzt kann ich sie so nehmen, wie sie ist, und ich erlebte zum ersten Mal – wie nie zuvor und nie wieder danach – einen Moment der Gnade. Damit – so merkte ich erst Monate später so ganz richtig – realisierte ich auch das größte psychische ›Energiesparprogramm‹ meines Lebens. ›Du klingst so anders‹, sagte meine Mutter gleich bei meinem ersten Anruf nach diesem Erlebnis. Sie hat es sofort gespürt. ›Ja, das stimmt‹, bestätigte ich, ›und so hätte es eigentlich immer sein sollen. Aber so war es leider nicht.‹ Sie hat mich dann aber noch mächtig auf die Probe gestellt. Ihre Vergesslichkeit nahm zu. Wenn wir essen gingen, fragte sie mich mindestens sieben Mal: ›Wie heißt dieses Restaurant hier eigentlich?‹ Als ich jedes Mal – ohne den kleinsten Vorwurf, ohne eine Spur von Ungeduld – antworten konnte: ›Wir sind in der *Krone*‹, wusste ich: Ich hatte es wirklich geschafft. Und so hatten wir noch eine ganz gute Zeit zusammen. Drei Monate. Mit zweiundachtzig ist sie gestorben.«

## Schulzeit und Berufswunsch

Als Schülerin an einem Mädchengymnasium in Kassel hatte Margrit eine Lehrerin, die sie besonders gern mochte. Diese Lehrerin, Frau Dr. Ohnesorge, unterrichtete Englisch, Deutsch, Geschichte und Sozialkunde. Margrit war von ihr menschlich tief beeindruckt, nicht zuletzt auch darum, weil sie in einem Konzentrationslager der Nazizeit überlebt hatte und sich nun dafür einsetzte, dass sich so etwas nicht wiederholt.

»Aber auch Goethe hat sie uns nahegebracht. Ihr habe ich sehr viel zu verdanken. Meine Fähigkeit zur Analyse. Auch den Mut, zu mir selbst zu stehen. Da war sie mir ein faszinierendes Vorbild, und bis heute habe ich durch sie eine enge Verbindung zur Anthroposophie.«

Als junges Mädchen begann Margrit damit, sich Gedanken über ihren zukünftigen Beruf zu machen. Dabei stand für sie in erster Linie der Wunsch nach finanzieller Unabhängigkeit im Vordergrund. Weder von den Eltern noch vom Ehemann wollte sie in irgendeiner Weise abhängig sein.

»Was die wirtschaftliche Abhängigkeit bedeutete, der Frauen damals ausgesetzt waren, hatte ich ja zu Hause erlebt. Ich fand es immer unfair, welch freies Leben mein Vater führte und wie eingeschränkt dagegen das Leben meiner Mutter war. Sie hätte sich – jedenfalls in den mageren Anfangsjahren – gar nicht scheiden lassen können, sofern sie wollte, dass wir eine gute Ausbildung bekamen. Das darf kein Grund sein, bei einem Mann zu bleiben, dachte ich. Der Gedanke, ohne eigenen Verdienst den Lauen eines Ehemannes ausgeliefert zu sein, war mir schrecklich.«

In der Schule fiel Margrit durch ihre guten Leistungen im Mathematik- und Kunstunterricht auf. Sollten das die Begabungen sein, mit denen sich etwas Berufliches machen ließ? Den Beruf der Lehrerin schloss Margrit für sich aus, denn auf keinen Fall wollte sie so eine »unverheiratete alte Jungfer« werden, als die sie die meisten ihrer Lehrerinnen erlebte. Nicht die Auseinandersetzung mit den Härten des Lebens sollte ihre Zukunft bestimmen, sondern das Glückliche und die Freude! Wie wäre es da mit einem Leben als Künstlerin? Margrit war schon immer eine sehr gute und begabte Zeichnerin. Aber sie hatte letztendlich den Eindruck, dass ihre Begabung für ein Leben als professionelle Künstlerin nicht ausreichen würde. Außerdem kannte sie bereits damals schon viele Künstler in der Kasseler documenta-Szene. Und deren Leben, das sie als extrem und unsicher empfand, wollte sie nicht leben. Dann aber fügte sich ihr Schicksal in einem besonderen Augenblick, in dem ihr binnen kurzer Zeit klar wurde, welchem Ziel sie sich mit ganzem Herzen verschreiben konnte und wollte.

»In der Unterprima – ich war mittlerweile achtzehn – hatte ich für eine Jahresarbeit in Kunst eine perspektivische Zeichnung vom Museum Friedericianum in Kassel anzufertigen. Meine Lineale waren nicht lang genug, um die Fluchtpunkte außerhalb des Blattes zu erreichen. Mein Vater hatte die rettende Idee: ›Wir bauen doch gerade. Frag unseren Architekten; ich glaube, der hat solche Lineale.‹ ›Kein Problem«, fand der Architekt. Und er bot mir an, am Wochenende in seinem Studio zu arbeiten. Mein Schreibtisch zu Hause war – wie meine Lineale – viel zu klein für die Zeichnung. So verbrachte ich mein erstes Wochenende in einem Architekturbüro. Die Planer und Zeichner arbeiteten auch am Sonnabend und Sonntag, standen unter Druck mit ihren Projekten. Ich tauchte ein in diese Atmosphäre, ließ mir alles erklären, bestaunte das konzentrierte, kreative Teamwork. Und ich wusste: So will ich leben! Diese Mischung aus Kunst, Ästhetik und Realitätsbezug übte einen geradezu magischen Einfluss auf mich aus. Bei uns zu Hause ging es immer

um die Firma. Wenn meine Eltern Gäste einluden, waren das meist Geschäftsfreunde meines Vaters. Die Gespräche drehten sich um Produkte, Märkte, Verkaufszahlen und -strategien. In diesem Architekturbüro war das anders. Hier ging es um Formen und Funktionen und ihr Verhältnis zueinander. Um die Balance zwischen Kunst und Kosten. Genau dieser Balanceakt hat mein Herz für die Architektur gewonnen. Ich entdeckte an diesem Wochenende eines der Grundbedürfnisse meines Lebens: Balance schaffen. Extreme ausgleichen. Die richtige, gute Mitte finden. – Am Sonntagabend wusste ich: Das ist es, ich will Architektin werden!«

\* \* \*

Dass sie die vom Vater für sie vorgeschlagene hauswirtschaftliche Ausbildung ausschlug, war klar. Denn damit wollte der Vater sie – natürlich in bester Absicht – nur in jene Rolle als Frau bringen, die ihr ganz und gar zuwider war. Eingezwängt sein zwischen Heim und Herd – genau das wollte sie nicht!

Viel schwieriger als die Lösung von der väterlichen Erwartung war es, in einen Beruf vorzudringen, der damals noch in der Regel Männern vorbehalten war. Erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts war es Frauen überhaupt möglich geworden, ein Architekturstudium zu absolvieren, und zu Beginn der 1960er-Jahre machten davon erst sehr wenig Frauen Gebrauch. Viele von ihnen hatten vorher eine Berufsausbildung absolviert oder kamen aus dem Bereich der bildenden Künste. Und dann betätigten die Architektinnen sich zunächst vor allem auf den Gebieten der Innenarchitektur und des Wohnungsbaus. Wollte Margrit ihren Berufswunsch Wirklichkeit werden lassen, musste sie sich in einem noch weitgehend männlich dominierten Ausbildungsgang und Betätigungsfeld behaupten – und sich vor allem erst mal den Eltern gegenüber durchsetzen, die für ihre Tochter eigentlich anderes vorgesehen hatten.

»Damals musste ich noch mit Tränen arbeiten, um meinen Willen durchzusetzen. Aber meine Mutter war auf meiner Seite. Und letztlich hielt Vater mich für die wesentlich unsicherere Kandidatin, da ich ja doch irgendwann heiraten würde. Also gab er am Ende nach. Von nun an antwortete ich auf die ›Was willst du werden?‹-Frage jedes Mal wie aus der Pistole geschossen: ›Architektin!‹ Dann sagten alle: ›Wie bitte? Das geht doch überhaupt nicht. Schließlich ist das ein Männerberuf.‹«

## Als Frau unter Männern

Wann immer ihr derartige Vorurteile entgegengebracht wurden, steigerte das nur Margrits Entschlossenheit, an ihrem Berufswunsch – allen Widerständen zum Trotz – festzuhalten. So bewarb sie sich an sieben Technischen Hochschulen um einen Studienplatz. An vier davon machte sie die Aufnahmeprüfung, die sie als eine der Besten bestand. Das tat ihrem Selbstbewusstsein gut, denn sie sah sich auf dem für sie richtigen Weg. Und sie machte dabei überdies eine für ihr ganzes weiteres Leben wichtige Erfahrung.

»Ich verstand, dass die Dinge oft nur im Kopf der Menschen schwierig sind. Das war eine gute Vorübung für das Geldthema. Ohne diesen früh geschulten Mut, zu sagen und zu tun, was ich für richtig halte, hätte ich es gar nicht aufgreifen können.«

Einige Jahre später – sie war siebenunddreißig Jahre alt, war schon über ein Jahrzehnt erfolgreich als Architektin tätig gewesen, lebte in Berlin und arbeitete für das Schulbauinstitut der Länder – bekam sie Post von der an der Universität »La Sapienza« in Rom lehrenden Architektur-Professorin Paola Coppola Pignatelli. Diese beschrieb darin die Beobachtung, dass die männlichen und weiblichen Studierenden ganz unterschiedlich entwerfen würden. Nun wollte sie wissen, ob Margrit ähnliche Beobachtungen gemacht habe. Sollte es möglich

sein, eine männliche und weibliche Architektur aufgrund eigener Charakteristiken voneinander zu unterscheiden?

Zunächst fand Margrit das nicht besonders einleuchtend, denn es gibt ja auch keine geschlechtsspezifische Physik oder Chemie. Aber neugierig war sie durch die Anfrage dennoch geworden. So begann sie in einer Mappe mit alten Entwürfen zu blättern und wurde fündig. Eine Zeichnung, die sie im sechsten Semester angefertigt hatte, weckte ihre Erinnerungen an eine charakteristische Situation. Gemeinsam mit zwei Mitstudenten hatte sie damals begonnen, Entwürfe für eine Feriensiedlung zu erstellen, die im Rahmen eines studentischen Wettbewerbs zwischen den Hochschulen in Darmstadt und Wien eingereicht werden sollten.

Margrit erkannte in ihrem Entwurf nun so etwas wie eine »Frauenarchitektur«. Sie hatte ein Wochenendhaus an einem See entworfen, das über lauter u-förmige Zimmer verfügte, die um ein Treppenhaus herum gruppiert waren. Es war ein bewegliches Konzept, nach dem ein oder mehrere Zimmer genutzt werden konnten, je nachdem, ob es sich um Einzelreisende oder Familien handelte. Und nun erinnerte sie sich an die damalige Zusammenarbeit mit den beiden Mitstudenten, daran, wie sie zunächst jeder für sich Ideen entwickelten, um hernach darüber zu diskutieren, welche Idee für den Wettbewerb ausgearbeitet und eingereicht werden sollte.

»Ich saß damals in meiner Ecke und überlegte: Da kommen jetzt ältere Menschen und Leute mit Kindern oder ohne Kinder in dieses Feriendorf. Es muss also viel Flexibilität geben. Leute, die Ruhe haben wollen, müssen auch Ruhe haben können. Und die, die toben wollen, sollen auch die Gelegenheit dazu bekommen. Allen gemeinsam ist sicher, dass sie Landschaft und Natur genießen wollen, wenn sie aus der Stadt in die Ferien kommen. – Morgens um zwei oder drei Uhr waren wir fertig. Heiner hatte nichts Rechtes zustande gebracht. Als ich Franks Entwurf sah, war ich sprachlos vor Schreck. Er hatte ein Achteck entworfen, ein Terrassengebäude in einer Bucht am Nordende des Sees mit

Blick nach Süden über das Wasser. Es ragte eingeschossig in den See hinein; dort waren die öffentlichen Einrichtungen untergebracht, wie Geschäfte, Arztpraxen und Speisesaal. Damals eine ungewöhnliche, moderne, futuristische Lösung. ›Wer will denn da drin wohnen?‹, fragte ich. ›Die Leute kommen doch aus der Stadt! Da können sie ja gleich zu Hause bleiben – Leute oben drüber, Leute unten drunter, Leute nebenan ... Wo bleiben denn da der Freiraum, die Erholung, die Verbindung zur Natur?‹ – Er sah sich meinen Entwurf an: ›Na ja, in deinem Dorf würde ich ja auch lieber wohnen‹, sagte er, ›aber damit gewinnen wir nie den Wettbewerb.‹ Ein Argument, das mich nur in zweiter oder dritter Linie interessierte und – wie ich später immer wieder herausfand – für meine Kollegen immer an erster Stelle stand. – Wir beschlossen, am nächsten Tag den Professor entscheiden zu lassen, welches Modell wir verfolgen sollten. Prof. Schwanzer aus Wien warf nur einen Blick auf die beiden Entwürfe, zeigte auf Franks und sagte: ›Den!‹ Ich spürte einen Stich. Das war wieder eine von diesen vielen kleinen Niederlagen, die ich während meines Studiums einsteckte. Und die mein Bild von mir selbst als Architektin prägten. Ich hatte ja kaum Geschlechtsgenossinnen, mit denen ich reden konnte. Es gab nur Männer um mich herum – als Kommilitonen, als Professoren. Und natürlich hatte Frank recht. Seine Motivation war klar: Er wollte den Wettbewerb gewinnen. Und mir ging es ›nur‹ darum zu überlegen, wie die Menschen gut würden leben können in den Gebäuden und wie diese sich mit der Natur verbinden ließen. Diese Zugangsweisen liegen einfach Welten auseinander. Und nachdem auch der Professor sich für Franks Entwurf entschieden hatte, dachte ich, mein Entwurf sei einfach nicht gut genug. Es bestätigte die Angst, keine gute Architektin werden zu können.«

Kurios an dieser Begebenheit war, dass eine andere Arbeitsgruppe den Entwurf von Margrit aufgriff und für den Wettbewerb einreichte. Und tatsächlich belegten sie damit den ersten Platz!



Jetzt, viele Jahre später, sprach die Erfahrung von damals in neuer Art zu ihr. Sie erkannte, dass sie nicht genügend um ihre Idee gekämpft und dass sie zu schnell nachgegeben hatte. Es war ein drückendes Gefühl, das ihr vermittelte, wie sie sich »durch diese zahllosen Erfahrungen im Studienalltag selbst klein gehalten hatte«. Sie war regelrecht wütend!

»Weil ich plötzlich – mit siebenunddreißig Jahren! – verstand, wie ich mich ständig von diesen Männern hatte unterbuttern lassen. Wie ich meine Fragen – Wie bewegst du dich im Raum? Was siehst du, wenn du rausschaust? Wie kann hier soziale Interaktion stattfinden? – lange selber für nebensächlich gehalten hatte. Das verstand um mich herum überhaupt niemand. Die Menschen – zu achtundneunzig Prozent Männer – in meinem Umfeld hatten alle ein völlig anderes Anliegen. Deren Priorität war: Wie sieht das von außen aus? Eine möglichst große, eindrucksvolle Form sollte es sein. Monumental. Damit man den Architekten als großartigen Künstler erkennt. Und das ist für mich bis heute der Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Prinzipien – nicht nur in der Architektur. – Kaum hatte ich das also entdeckt und formuliert und der italienischen Kollegin geschickt, rief meine Mutter an. Ich erzähle ihr, womit ich mich da gerade befasste. ›Das ist ja interessant‹, sagte sie. ›Hast du denn nicht das Buch *Kindheit und Gesellschaft* von Erik Erikson gelesen, diesem amerikanischen Psychologen? Da gibt es ein Experiment, in dem Kinder kurz vor der Pubertät mit Bauklötzen eine aufregende Szene für einen Film bauen sollten, woraus Erikson ablesen wollte, welche Probleme Kinder in der Pubertät haben.‹ ›Ja und?‹, frage ich leicht gereizt. ›Was hat das mit weiblicher oder männlicher Architektur zu tun?‹ ›Fünfundneunzig Prozent der Mädchen haben Höhlen gebaut in diesen Experimenten und über neunzig Prozent der Jungen Türme. Was sagst du jetzt?‹, war die Antwort. – Ich las das Buch und dachte: Das ist doch wirklich merkwürdig, dass ich jetzt völlig

unabhängig, ohne vorher ein einziges Mal darüber nachgedacht zu haben, meinen Entwurf aus dem sechsten Semester als weibliche Architektur wahrnehme und diese Wettbewerbsgeschichte mit dem Feriendorf auch – und dass das genau dem entspricht, was die Mädchen entwerfen. Ist das nicht verrückt?»

## »Es geht alles. Du musst es nur wollen.«

Von nun an beschäftigte Margrit die »weibliche Architektur« immer intensiver. Und je tiefer sie in das Thema einstieg, desto mehr Erfahrungen und Hintergründe erschlossen sich ihr. Als sie einmal der mit ihr befreundeten Dokumentarfilmerin Helga Redemeister von ihren Forschungen erzählte, berichtete die ihr von einer Beobachtung, die sie in Bayern in einer Apfelsaftfabrik gemacht hatte: Dort spielten Kinder mit leeren Saftkisten – aus denen die Jungs Türme und die Mädchen Höhlen bauten. Die Regisseurin hatte das mehrfach fotografiert und überließ Margrit nun die Bilder. Für Margrit war das der Anfang einer Material- und Literatursammlung, und sie studierte die Arbeiten von Cäcilia »Cillie« Rentmeister, die sich als Kunsthistorikerin mit matriarchalischen Bauformen befasste.

Nun wurde Margrit nach und nach zur Expertin für weibliche Architektur. In dieser Eigenschaft konzipierte sie zu diesem Thema ein Doppelheft der Zeitschrift *Bauwelt*, für das sie auch selbst einen längeren Artikel schrieb und dessen Auflage wider Erwarten bereits kurz nach Erscheinen vollständig vergriffen war.

1978 hatte es in Deutschland zwei von Frauen organisierte Ausstellungen zu den Themen Architektur und Stadtplanung gegeben, die vor Augen führten, was unter weiblicher Architektur zu verstehen ist. Die eine mit dem Titel »Frauen formen ihre Stadt« war in Bonn, Zürich und Darmstadt gezeigt worden, die andere zeigte in Paris unter dem Motto »Architektinnen stellen aus« Entwürfe von Frauen aus zweiundzwanzig Ländern. Der Erfolg war ähnlich groß wie für die

Ausstellung »Women in American Architecture: A Historic and Contemporary Perspective«, die 1977 in vielen Großstädten der USA für Aufmerksamkeit gesorgt hatte.

In dem Schwerpunktheft der *Bauwelt* führte Margrit aus, es ginge ihr nicht um die Behauptung, »dass das eine ›gut‹ und das andere ›schlecht‹ sei, sondern dass die einseitige Dominanz des männlichen Prinzips unser Hauptproblem ist, wie sich an der Verarmung und Verstümmelung unserer Umwelt ablesen lässt. (...) Männer wie Frauen, die ganzheitliche Prinzipien vertreten und umsetzen wollen, stehen vor denselben Barrieren einer jahrtausendealten Abwertung weiblicher Prinzipien.«

Als Ausdruck weiblicher Prinzipien beschrieb Margrit in ihrem *Bauwelt*-Beitrag eine Architektur, die sich »als Folge individueller und kollektiver Bedürfnisse im Einklang mit lokalen Baustoffen und -traditionen in einem Wachstumsprozess, in dem sich ›männliche‹ (formale) Prinzipien im engen Zusammenhang mit topographischen und klimatischen Bedingungen« ausbilden. Damit klang bereits an, was sie später im Sinne des ökologischen Bauens intensiv beschäftigen sollte, denn ökologische Aspekte waren für sie ganz besonders Ausdruck einer weiblichen Architektur.

»Das war wieder einer dieser Meilensteine auf meinem Weg. Es hat mir ein weiteres Mal Mut gemacht zu sagen: ›Es geht alles. Du musst es nur wollen.‹ Der Erfolg meiner Aktionen hat mir geholfen, die Angst auszuhalten, die natürlich auch damit verbunden war. Ich weiß noch genau: Als ich das ›Frauen-Bauwelt‹-Heft im August 1979 veröffentlichte, dachte ich: ›Jetzt kriegst du nie wieder einen Job.‹ Ich hatte Mühe, die fünftausend Jahre Patriarchat in mir zu überwinden, aber die Zeit war offensichtlich reif dafür, denn das Gegenteil passierte. Es gab eine riesige Resonanz und heftige Diskussionen, ich wurde zu zahlreichen Vorträgen eingeladen. Und wenige Monate später bekam ich die Stelle bei der IBA angeboten. Dass ich überhaupt Architektur studiert hatte, war ja schon ein kleiner Sieg entgegen allen Vor-

»Es geht alles. Du musst es nur wollen.«

aussagen. Dass ich dieses Thema aufgreifen, öffentlich diskutieren und trotzdem weiterarbeiten konnte, das hat meinen Mut weiter gestärkt. Und mein Vertrauen wuchs, dass ich formulieren kann, was mir nicht gefällt an der Welt, und dass ich Menschen finde, die ich überzeugen und bei denen ich Veränderungsprozesse anstoßen kann. Leider habe ich daraus kein Buch gemacht. Denn mich interessierte mittlerweile schon die Umsetzung: Wie konnte ich in der Internationalen Bauausstellung, der IBA Berlin 1984, für die ich inzwischen arbeitete, Frauen fördern? Von Anfang an habe ich, wenn ich Auskunft gab über die Themen, für die ich angestellt war, Ökologie und Energie ergänzt mit dem Zusatz ›...und Frauenprojekte«, denn in der IBA erlebte ich noch einmal Patriarchat pur.«



**Die Eltern**

1939–1959



*Mit Mutter und Bruder*

1939–1959

---

40

Margrit Kennedy (1939–2013) war besonders für ihr Engagement für komplementäre Währungen, aber auch als Ökologin und Frauenrechtlerin weltbekannt. Weil ihre Kindheit und Jugend durch die Ereignisse und Umbrüche der Nachkriegszeit geprägt waren, entwickelte sie schon früh den Wunsch, einen eigenen wirksamen Beitrag zu sozialer Gerechtigkeit zu leisten. Sie studierte Architektur, verband sich mit der avantgardistischen Kunstszene, trat schon früh für ökologische Lebensformen ein und entfaltete im Laufe der Jahre eine immer weiter reichende Wirksamkeit.

In diesem Buch, für das ausführliche autobiografische Aufzeichnungen verwendet wurden, werden ihr Leben und ihr Werk erstmals in einer Übersicht anschaulich beschrieben. Es bietet Darstellungen zu den verschiedenen Tätigkeitsbereichen und Einblicke in private Begebenheiten und Entwicklungen der „Geldexpertin“, die – gemeinsam mit ihrem Ehemann Declan Kennedy – zu den prägenden Persönlichkeiten der Ökologiebewegung des 20. Jahrhunderts gehörte.